

Das Lied vom verlorenen Sohn

Gedenkblatt für Martin Lang zu seinem 75. Geburtstag
am 27. November 1958

Martin Lang, ein Pfarrerssohn von der Schwäbischen Alb, war als Hauptlektor der Deutschen Verlagsanstalt entscheidend beteiligt an der Gestaltung der deutschen Literaturgeschichte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Das ist schon ein Wort, und vielleicht ist die Grenzziehung sogar noch zu eng. Man darf nur daran denken, daß der genannte Verlag während der Zeit Martin Langs den französischen Romandichter André Gide und den spanischen Philosophen Ortega y Gasset bei uns eingeführt hat.

Von seinen eigenen Büchern ist nur die „Schbätzaweisheit“, eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen, bis heute lebendig geblieben. Mit ihr gehört Martin Lang aber zu den „Klassikern“ der schwäbischen Mundartdichtung. Der „Büschlesma“, der sich beim Verkauf von Brennreisig so durchtrieben zu seinen Gunsten „verzählt“, ist vielen auch ohne den Namen Martin Lang bekannt. Mit dieser Erzählung ist Martin Lang ins anonyme Volksgut eingegangen wie die Dichter von Volksliedern. Er selbst nannte das Büchlein seine „Jugendsünde“ – vielleicht aus dem leise bohrenden Gefühl, daß ihm noch andere hätten folgen sollen. Mit seinen schöpferischen Einfällen aber war er ein Mann des Augenblicks, der sich wenig um Bewahrung und Dauer kümmerte. Wer seine literarischen Vorträge hörte, weiß das. Er sprach frei, und wenn er sich warm geredet hatte, strömten ihm die Einfälle zu. So bot er einmal eine Einführung in das Nibelungenlied während gerade der Nibelungenfarbfilm gezeigt wurde. „Dieser Film“, sagte er, „ist wie ein prächtiges Feuerwerk, aber das Nibelungenlied ist wie der ewige Sternenhimmel.“

Mit dem Dichter Hermann Hesse verband ihn persönliche Freundschaft seit jungen Tagen. Unermüdlich trat er für die Werke des Freundes ein. Nach Hugo Ball, Hesses erstem Biographen, hat Martin Lang wohl am meisten zum Durchbruch des Gesamtwerkes von Hermann Hesse beigetragen.

In den „Tagebuchblättern 1955“ (Band 7 seiner „Gesammelten Schriften“) gedenkt Hermann Hesse seiner. Ein befreundeter Maler, berichtet Hesse von seinem 78. Geburtstag, „hat eine schöne Zeichnung des Hauses gesandt, das ich mir vor fünfzig Jahren am Bodensee gebaut habe; die Bäume und Hecken darum sind groß geworden, doch kenne ich alles wieder und denke der Zeit, da ich in diesem neugebauten Hause und seinem neu angelegten Garten den jungen schwäbischen Dichter Martin Lang so oft als Gast und Mitarbeiter bei mir hatte“.

Unbekannt ist, daß auch in einer Dichtung Hermann Hesses ein kleines Denkmal für den Jugendfreund steht. Davon möchte ich hier berichten.

Es handelt sich um „Knulp“, den liebenswerten Land-

fahrer, der uns zeigt, wie man durch innere Freiheit sein Menschentum wahrte. In einer bildhaften Szene stellt ihn sein Dichter vor. Dabei läßt er ihn eine hübsche, kennzeichnende Strophe sprechen. Knulp hat, wie die Musikdramatiker sagen, ein Auftrittslied.

Zu später Abendstunde klopft es an die Haustüre. Der Hausbesitzer und Handwerksmeister, der Weißgerber Rothfuß, fragt durchs Fenster in die dunkle Gasse hinter, wer da sei und ob's nicht bis morgen Zeit hätte.

„Knulp, als er die Stimme des alten Freundes hörte, wurde trotz aller Müdigkeit sofort munter. Er erinnerte sich an ein Verschen, das er vor Jahren gemacht hatte, als er einmal vier Wochen mit Emil Rothfuß zusammen gewandert war, und sang alsbald am Haus hinauf:

Es sitzt ein müder Wandrer
In einer Restauration,
Das ist gewiß kein andrer
Als der verlorene Sohn.“

Klingt diese reizende Strophe nicht im Ohr, als müßte man sie schon einmal gehört haben? Sie steht in Anführungszeichen, es handelt sich also um ein Zitat. Könnte sie nicht einem Volkslied entstammen?

Ich gestehe, daß ich manche Sammlung durchsucht und nichts gefunden habe. – War die Strophe für ein Volkslied nicht zu straff, zu witzig und geistreich? Ich gab das Suchen in Volksliedersammlungen auf.

Eine freundliche Begegnung brachte die unerwartete Klärung. Eines Nachmittags saß ich mit Martin Lang an einem Tischchen vor dem Schloßgartenhotel in Stuttgart. Ich hatte um diese Zusammenkunft gebeten, weil ich viel von Hermann Hesse wissen wollte. (Mein Büchlein „Hermann Hesse, Werk und Leben. Ein Dichterbildnis“, Hans Carl Verlag, Nürnberg 1954, sollte noch möglichst viel Biographisches aufbewahren, ehe es verloren geht.)

Martin Lang war nach Gaienhofen zu Besuch gekommen und hatte Hermann Hesse beim Einrichten seines Gartens geholfen. 1907 muß das gewesen sein, als Hesse, wir hörten es eben, ein Eigenheim baute, nachdem er drei Jahre lang in einem gemieteten Bauernhaus gewohnt hatte.

Man ließ sich Zeit bei der gärtnerischen Arbeit. Einige Geruhsamkeit gab es damals noch und man wollte ja auch ein bäuerlich naturnahes Leben führen.

Selbstverständlich hatte die Atmosphäre dennoch einen Stich ins Literarische. Mancher heitere Vers wurde zitiert, mancher selbst geschmiedet.

„Damals“, erzählte Martin Lang, „improvisierte ich das kleine Gedicht, dessen erste Strophe Sie aus dem ‚Knulp‘ wahrscheinlich kennen.“

Ich beichtete mein langes, vergebliches Suchen in Volksliedersammlungen. „Ich habe das Ding“, ergänzte Martin Lang, „dann aufgeschrieben und dem ‚Simplizissimus‘ geschickt, der es mit einer Zeichnung von Wilhelm Schulz brachte und gut bezahlte.“

Martin Lang konnte es, nach fast einem halben Jahrhundert, noch auswendig. Ich bat ihn, mir das Gedicht

gelegentlich zu schicken. In seiner schönen, ornamental schmuckhaften Handschrift besitze ich es heute noch. Es lautet:

Der verlorene Sohn

Einkehrt ein müder Wanderer
In einer Restauration,
Es ist gewiß kein andrer
Als der verlorene Sohn.

Wohl gäb's gebackene Leber,
Ein köstliches Gericht.
Der Jüngling will nur Treber,
Was andres ißt er nicht.

Er reist in der Legende,
Er tut es dieserhalb,
Sie nimmt ein fröhliches Ende
Bei dem gemästeten Kalb.

In den Geschichten von „Knulp“ ist die erste, leicht umgebildete Strophe als Erinnerung eingefügt. Als freundliche Erinnerung wird Hermann Hesse sie während der Arbeit an seiner Dichtung wohl auch empfunden haben. Sie paßt hinein. Martin Langs kleine Gelegenheitspoesie und Hermann Hesses schöne Dichtung um ein Menschenbild stehen beide im Raum einer geistigen Freiheit, die immer gefährdet bleibt. In dem Dienst, sie zu bewahren, steht das ganze Lebenswerk des Dichters Hermann Hesse, in diesem Dienst stand auch die Lebensarbeit des 1955 gestorbenen Martin Lang.

Gotthilf Hafner

Landes Sache — eigene Sache!

Die ewige Legende vom 9. November 1918

Von der traditionellen Auffassung, daß jede Angelegenheit des Landes zugleich ureigenste Sache jedes einzelnen sei, ist der demokratische Bundesbürger im Gegensatz zur Schweiz heute wohl weiter entfernt als zur Zeit der Väter, die sich „ihrem“ König in ganz persönlicher Beziehung als dem Sinnbild ihres Staats verbunden fühlten.

Hier wird, bis auf ein bekanntes heimatgeschichtliches Denkmal, nicht etwa von den ‚Stuttgarter Anlagen‘ die Rede sein, dem heute akuten Beispiel für die Wandlung der Theorie aktiv-bürgerlicher Mitbestimmung zur Praxis passiver Hinnahme von Verwaltungsplanungen. Wir müssen, in eigener Forschungs-Angelegenheit des Autors als einer Sache des Landesinteresses, auf die Ereignisse zurückgreifen, die sich vor vierzig Jahren im Wilhelmspalast abspielten.

Seit Jahrzehnten hat sich im Schwabenland die Mär erhalten, es habe am 9. November 1918, als alle schimmernden Paladine versagten, ein schlichter Mann aus dem Volke sich mutig zum Beschützer des verlassen-

Königs aufgeworfen, ihn vor den eingedrungenen Revolutionären „gerettet“ und (so heißt es schließlich in der neuesten sog. Geschichtsdarstellung von H. O. Meißner, Brühl Verlag, Gießen) sogar einen „Königsmord“ verhütet! Welch wildes Volk wir doch sind!

Zunächst ist vorzuschicken, daß alle diese Darstellungen ausnahmslos auf den angeblichen Helden selbst zurückgehen, dem allerdings Forscher von Rang und Namen kritiklos Ohr und Feder geliehen haben. Was aber ist in Wirklichkeit geschehen? Einige mehr neugierige als bedrohliche Krakehler waren in das private Haus des Königs eingedrungen, haben ihn aber nicht zu Gesicht bekommen, da der Kabinettschef Frhr. v. Neurath mit der treuen Dienerschaft seine Tür behütete und ein ernstlicher Versuch gar nicht gemacht wurde. Doch schon daß es so weit kam, ist in ganz Württemberg, ohne Ansehen der politischen Einstellung, immer als beschämend empfunden worden.

Nicht minder beschämend ist nun, wie jener fragwürdig Beteiligte aus einer nie geschehenen „Bedrohung“ des Königs für sich ein Ruhmesblatt in der Landesgeschichte zu rupfen und immer wieder Gutgläubige zu finden suchte, damit seine Legende doch einmal zu einer Staatsrente und einem Denkmal neben dem Wildbader guten Hirten führen solle; denn darauf ist es, dokumentarisch!, immer ausgegangen!

Wie jeder kritisch Prüfende hat der Verfasser vor Jahren die Unglaubwürdigkeit der, übrigens im Quadrat der zeitlichen Entfernung heroisch zunehmenden, Rolle dieses Mannes nur aus dessen eigenem Bericht ersehen; die erste öffentliche Stellungnahme gegen diesen Ruhm, der bereits in Geschichts- und Schulbüchern geisterte, hat bei dem politischen Rückhalt des Helden im Jahre 1933 allerdings zu keinen angenehmen Folgen geführt. Dabei war dieser „Techniker“ Gustav Esterle schon früh nach 1918 von den sozialdemokratischen Führern Blos und Keil, an die er sich zunächst heranmachte, ebenso wie von den polizeilichen Fachkennern P. Hahn und E. Wildermuth in seiner echten damaligen Rolle durchschaut worden, und seine an den König gerichteten erpresserischen Briefe lagen gesammelt bei der Hofkammer! Als er erstmals mit seinem Rettungsmärchen an die Öffentlichkeit trat, erfuhr er eine schlagrührende Widerlegung durch den kgl. Leibjäger und andere, und die „Südd. Arbeiterzeitung“ drückte den Stempel darauf, daß der angebliche nationale Held in Wahrheit Kommunist war ...

Doch mit erstaunlicher Zähigkeit suchte und fand er immer wieder Gehör in Kreisen, deren unbehagliches Schuldgefühl eine Beschönigung für jene Vorgänge begrüßte oder leichtgläubig in nichtssagenden Briefbestätigungen von Hofchargen, an die sich der schlaue Mann gewandt hatte, ernste historische Belege zu sehen meinten. Nachdem der wackere Schwabe aus (sagen wir es vorsichtig:) höchst zweifelhaften Motiven 1918 als Linksradikaler im Palast aufgetaucht war, trat er 14 Jahre später mit einem SA-Sturm demonstrativ mit einer Kranz-